

Die Schatten des Sieges

Text: Wolfgang Bauer, Fotos: Emile Ducke, „Die Zeit“ 13/2025

2000 Kilometer quer durch Syrien, zwei Monate nach dem Fall des Assad-Regimes. Der Sprit ist so schlecht, dass der Motor stottert. Alte Bekannte sind ermordet. In Damaskus aber öffnet jeden Abend die Bar eines österreichischen Syrers ihre Tür

Jobar, ein Stadtteil am Rand der syrischen Hauptstadt Damaskus, liegt heute in Trümmern. Ein Mann verkauft dort Sprit aus Plastikflaschen



Die zerstörte Statue von Hafis al-Assad, Vater des gestürzten syrischen Diktators Baschar al-Assad, an der Straße zwischen Damaskus und Homs

In der Dunkelheit scheinen sie noch einmal kurz auf: Fäuste, in die Höhe gereckt. Gesichter, in unerschütterlicher Zuversicht. Das Licht unserer Handylampen streicht langsam über die Wände, über Hunderte Männer und Frauen, verzückt dem einen Mann in ihrer Mitte zugewandt. Kinder, die ihm Blumen reichen, Kinder, die ihn berühren, sich an ihn lehnen, zu ihm hochschauen, er, der ihnen alles ist, Zukunft, Glück und Seelenheil, vereint zu einem riesigen Panorama, bis sich wieder die Dunkelheit über sie legt.

Die Geister der Vergangenheit. Im Zentrum des Gemäldes der Diktator Hafez al-Assad, Vater von Baschar al-Assad. Glassplitter knirschen unter unseren Füßen. Wir tasten uns im Inneren des fensterlosen Gebäudes voran, mitten in Damaskus, zwei Monate nach dem Sturz der Assad-Dynastie. Ein Turm aus weißem Stein, ein Museum, das wie kaum ein anderer Ort in Syrien der Verherrlichung des alten Regimes diene. Noch vor wenigen Wochen wurden hier Besuchergruppen hindurchgeführt. Im obersten Stock befindet sich ein kreisrunder Saal mit einer Zuschauertribüne in der Mitte, die sich langsam um die eigene Achse drehte, in 360 Grad vorbei an den Bildern großer Schlachten.

In diesem Museum, gestiftet von Nordkorea, siegte die Assad-Dynastie in Endlosschleife, unter betäubender Marschmusik und Kanonendonner vom Band. Heute ist das Gebäude verlassen, die Museumsangestellten sind längst geflohen. Mit unseren Handylampen stehen wir vor den überwältigend großen Wandgemälden wie vor Höhlenmalereien.

Da erschrecken uns die Stimmen zweier anderer Eindringlinge, junge Männer mit Kapuzen und Taschenlampen, wahrscheinlich auf der Suche nach verwertbarem Metall. Sie verstummen, als sie uns sehen, verstecken sich. Wer hat hier Angst vor wem? Wir beeilen uns, aus diesem düsteren Labyrinth der Siege herauszufinden, dem Schatten von 54 Jahren Diktatur, und atmen auf, als wir im Freien stehen.

Der Schmerz Kilometer o – Damaskus

Es ist der Beginn einer Reise, die viele Jahre nicht stattfinden durfte. Damaskus war für mich bis vor wenigen Wochen eine verbotene Stadt. Im Jahr 2011 hatte ich über die damals noch friedlichen Proteste gegen die Diktatur geschrieben, hatte erlebt, wie Soldaten auf Demonstranten schossen.



Freitagabend in der Altstadt von Aleppo:
Ein Junge verkauft Zuckerwatte

Seitdem verweigerte mir das Regime die Einreise, wie fast allen Journalisten.

Bis Ende 2013 gelangte ich von der Türkei aus nach Nordsyrien, um dort über den Bürgerkrieg zu berichten, aber dann begann der „Islamische Staat“, der im Norden die Kontrolle übernommen hatte, westliche Journalisten zu jagen. Viele Kollegen wurden entführt. Einigen schlug man vor laufender Kamera den Kopf ab.

Fortan erreichten nur noch Verlautbarungen des Regimes die Außenwelt und Berichte von Aktivisten, die selten überprüft werden konnten. Die Menschen flohen in Massen aus Syrien, knapp sieben von 22 Millionen Einwohnern, eine Million allein nach Deutschland. Syrien selbst, zwischen Mittelmeer und Euphrat, mit seinen Gebirgen, seinen Ebenen, seinen Städten und Dörfern, schien wie verschwunden – bis jetzt.

Es fühlt sich eigenartig an, zurückzukehren. Die Grenzen sind offen. Die Beamten, die mich früher verhaftet hätten, winken mich durch. In den nächsten drei Wochen wollen der Fotograf Emile Ducke und ich rund 2000 Kilometer zurücklegen. Wir wollen Orte aufsuchen, von denen ich wäh-

rend des Krieges berichtet habe. Wir wollen erkunden, was von Syrien übrig ist. Gibt es etwas, das die Trümmer dieses Staates nach all den Jahren noch zusammenhält?

In Damaskus fühle ich mich verloren. Viele Orte der Stadt, Cafés, Parks, Restaurants, erinnern mich an Tote. Ahmad, Student der Anglistik, Aktivist der ersten Stunde, hatte mir damals, bei meinen Recherchen im Jahr 2011, versteckt organisiert, später wurde er verhaftet. Ahmad lebt nicht mehr. Unter Schmerzen der Folter, heißt es, habe er alle seine Freunde verraten.

Auch Ibrahim ist tot. Er hatte in der Stadt ein Netzwerk an geheimen Lazaretten aufgebaut, in denen Demonstranten versorgt werden konnten. Viele Abende lang saßen wir zusammen. Die meisten meiner Bekannten von damals sind entweder geflohen oder wurden ermordet.

„Da bist du ja wieder!“, begrüßt mich Muhanad Dahma. Wenigstens er ist noch da. Seit 20 Jahren betreibt er in Bāb Tāmā, dem Christenviertel inmitten der Altstadt, seine Bar. Als sei die Zeit stehen geblieben. Immer noch hält er Wacht hinter seiner Theke. Als junger Mann nach Österreich ausgewandert, lernte er in der Bar Schumann’s in München,



Der Suq al-Hamidiya in der Altstadt von Damaskus – ein Basar in den Ruinen des antiken Jupitertempels

mixte Cocktails in Wien, verliebte und entliebt sich, kehrte zurück in sein Elternhaus in Damaskus, in dessen Keller er die Bar aufmachte. Arabisch-Studenten gehörten zu Muhanads ersten Stammkunden, unter Touristen wurde er zum Geheimtipp. Später im Krieg kamen hier die Verzweifelten zusammen, überwacht vom Geheimdienst. Muhanad hatte extra einen von ihnen eingestellt; der hielt ihm alle anderen Spitzel vom Leib.

Er spricht nach wie vor mit österreichischem Akzent, erzählt, dass irgendwann russische Soldaten die Touristen ablösten, nachdem Assad bei Wladimir Putin um Militärhilfe gebeten hatte. „Ja mei, haben die gesoffen“, sagt Muhanad. Seine Barfrau habe sich in einen der Russen verliebt. Jetzt lehnt sie angetrunken an der Theke. Wenige Tage vor Assads Sturz seien alle Russen verschwunden, auch ihr Geliebter. „Die haben sich aufgeführt, als hätte ihnen ganz Syrien gehört“, sagt Muhanad.

Die Russen raus, die Reporter rein. Muhanads Bar ist zum Treffpunkt internationaler Journalisten geworden. Jeden Abend stellen sie sich dieselben Fragen: Gibt es wieder Krieg? Wird die neue Regierung es schaffen, das Land zu einen?

Das ist das Unheimliche in Damaskus: Die Vertreter der alten Macht, die früher überall präsent waren, sind verschwunden. Seit dem 8. Dezember 2024 hat die islamistische Miliz Hajat Tahrir al-Scham (HTS), die „Organisation zur Befreiung Syriens“, die Kontrolle übernommen. Die neuen Herrscher veröffentlichen Kommunikés, verbreiten einen Verfassungsentwurf, ordnen dieses an, verbieten jenes, aber sie sind fast nirgendwo sichtbar. Hier und da stehen an den Straßen Männer mit Masken, ehemalige Kämpfer des HTS. Die Islamisten von früher sind die Sicherheitskräfte von heute. Sie geben sich freundlich, noch. Ansonsten scheint Damaskus sich selbst überlassen. Eine Stadt wie auf Autopilot.

Anderthalb Kilometer entfernt von der Altstadt dehnt sich die Wüste von Dschubar aus. Eine Wüste von Menschenhand. Wo vor dem Krieg 300 000 Einwohner lebten, gibt es nur noch Stein und Ödnis. Stundenlang laufen wir durch skelettierte Häuserlandschaften, in denen nachts kein einziges Licht brennt. Knöcheltief der Staub, den die Bomben des Regimes zurückließen. Dschubar war eine Hochburg der islamistischen Rebellen.

Wir stoßen auf eine Moschee; die Kuppel aufgebrochen wie ein gespaltenen Schädel. Hirtenjungen treiben ihre Schafe durch die Gerippe des Gebetsraums.

Zwei Herren in Anzug stehen vor einem der Gebäude. „Ich habe hier gewohnt“, sagt der eine. Ein Geschäftsmann. Seit Jahren lebt er in Jordanien. Er ist fassungslos, verbirgt die Tränen hinter einer Sonnenbrille. „Ich erkenne meine Straße nicht wieder.“

Nebenan räumt ein Mann mit einem gemieteten Bulldozer ein Stück Land von Schutt frei. Ein Optimist, offenbar. Er plant an der Stelle eine kleine Fertigungsanlage für Zementsteine. Niemand aber weiß, ob Dschubar wiederaufgebaut werden kann. Die Erde ist verseucht mit Minen und Blindgängern. Dazu ist alles untertunnelt. Der Bombenhagel und der jahrelange Artilleriebeschuss trieben die Rebellen in die Tiefe.

Tunnel verbergen sich unter fast jedem Gebäude, Tunnel, die einander unter- und überqueren. Viele, heißt es, reichten bis in eine Tiefe von zwanzig Metern. Dschubar, so sagt uns der Optimist, der an den Wiederaufbau glaubt, gebe es gleich zweimal – einmal über und einmal unter der Erde. Hier reicht es nicht, neue Häuser bauen zu wollen, der Boden trägt sie nicht mehr. Hier muss man die Erdkruste neu erschaffen, so tief fraß sich der Hass.

Die Rache Kilometer 164 – Homs

Danny Abdul Dajem steht vor der Haustür – die gleiche halbrunde Holztür, beschlagen mit verschnörkeltem Eisen, an die ich mich erinnere. Seine Mutter hatte sie einbauen lassen. Danny ist grau geworden, und die Tür rissig. 14 Jahre sind vergangen, seit wir uns gesehen haben.

Im Jahr 2011 war Danny, damals 22 Jahre alt und Student der Betriebswirtschaft, in Homs einer der ersten Demonstranten. Und einer der Ersten, die sich bewaffneten. In Homs begann der syrische Bürgerkrieg, damals war es die drittgrößte Stadt Syriens mit knapp 800 000 Einwohnern.

Dannys Eltern, sie Britin, er Syrer, Betreiber einer Sprachschule, versteckten mich in ihrer Wohnung. Sie gingen das Risiko ein, deswegen verhaftet zu werden. Wochen später erlitt Danny einen Bauchschuss. Er überlebte, die Familie floh nach Cambridge in England, dort kam sie in einer Sozialwohnung unter.

Seit Mitte Januar ist Danny wieder in Syrien, um den Besitz seiner Familie zurückzufordern. Er führt mich in die Wohnung. Jedes Detail war damals von seiner Mutter mit Bedacht gewählt, jedes Möbel erlesen. „Ich kann es kaum ertragen“, sagt Danny. Der Marmor ist weg, die Holzvertäfelung. Die Wohnung, Heimat seiner Kindheit, ist so gut wie ausgeräumt.

Danny sagt, ein Geheimdienstoffizier, der, wie auch der Assad-Clan, zur Volksgruppe der Alawiten gehört, habe die Wohnung nach der Flucht der Familie konfisziert. Nach dem Offizier zog dessen Neffe ein, mit Mutter und zwei Schwestern. Als das Regime fiel, seien sie ausgezogen, aus Angst vor Danny.

Die Gerichte sind völlig überlastet, Danny hat das Recht in die eigene Hand genommen. Er will finanziell entschädigt werden für die widerrechtliche Nutzung der Wohnung.

Dannys Abrechnung:
16 000 Euro, entgangene Miete seit 2017.
Abzüglich 5500 Euro, Gegenwert der Solarpaneele auf dem Dach, Eigentum des Neffen.
Abzüglich 5500 Euro, Wert einer Lithiumbatterie, Eigentum des Neffen.

Ergibt eine Restschuld von 5500 Euro.
Zum zweiten Mal innerhalb weniger Jahre erlebt Homs einen Bevölkerungsaustausch. 2011 waren es die Sunniten, die aus ihren Vierteln flohen, und die Alawiten, die in deren Häuser zogen. Jetzt fliehen die Alawiten und ziehen zurück in die alawitischen Viertel in Homs oder in die alawitischen Dörfer in der Umgebung, aus denen sie ursprünglich kamen.

Er habe das Geld nicht, hat der Neffe am Vortag zu Danny gesagt. Erst müsse er ein Grundstück verkaufen. Viele wollen in Syrien jetzt Land verkaufen, aber nur wenige kaufen.

Danny sitzt in der Wohnung auf dem Sofa und raucht, hibbelt mit den Füßen, läuft auf und ab, ist freundlich und zugewandt. Aber ständig getrieben. Im alten Bett seiner Eltern will er nicht schlafen. „Es ekelt mich“, sagt er. „Da haben diese Leute geschlafen.“ Danny schläft auf dem Sofa. Auf einem weiteren Sofa übernachtet ein alter Freund. Danny hat Angst, die Nächte alleine zu verbringen, aus Sorge, die alawitische Familie könnte ihm etwas antun.

Er braucht schwere Schlafmittel, um einzuschlafen, und tagsüber starke Aufputschmittel. Nach seiner Verletzung ist er während des Bürgerkriegs einige Male nach Homs zurückgekehrt, über die Berge des Libanon. Am Ende führte nur noch ein enger, kilometer langer Abwasserkanal in die von Aufständischen kontrollierten Viertel.

Danny drehte Videos, wurde in die USA eingeladen, traf im Kongress den ehemaligen republikanischen Präsidentschaftskandidaten John McCain. So viel Bedeutung für einen 22-jährigen, so viel Hoffnung, aber am Ende blieb nur das Exil.

In England versank Danny in Depressionen, nahm Drogen, nahm alles, was die Nachtclubs von Cambridge und London hergaben, Ecstasy, Chemdrugs. Mühsam, sagt er, kämpfte er sich ins Leben zurück. Heute arbeitet er als Wachmann. Am Wochenende verdingt er sich als Umzugs- helfer, dazu kümmert er sich um seinen dementen Vater.

Am nächsten Tag trifft sich Danny vor dem Rathaus mit dem Abgesandten der alawitischen Familie. Der ist mit einem großen weißen Kia vorgefahren, trägt Anzug, ist nervös, schwitzt unter den Achseln. Danny ruft: „Ich will das Geld!“ Sein Gegenüber legt ihm beruhigend die Hand auf die Brust, bietet an, ihm 900 Euro zu geben. Danny lehnt ab, will alles, 5500 Euro, und eine Entschuldigung.

Der Abgesandte verspricht, mit dem Neffen zu reden, Danny fotografiert das Nummernschild.

Du hast getan, was getan werden konnte, sagen Dannys Verwandte in Europa. Komm zurück. Doch Danny kann nicht

Reisende warten auf improvisierte Fähren, um den Euphrat nahe der Stadt Deir ez-Zor zu überqueren



loslassen. Vor 14 Jahren musste er sich geschlagen geben. Dieses Mal wird ihm das nicht passieren.

Am Abend ruft ihn die Mutter des Neffen an. „Betrachte mich als deine eigene Mutter“, sagt sie ihm. „Kannst du uns etwas entgegenkommen? Wir sind arme Leute.“ Danny brüllt ins Telefon, legt auf. „Wie kann sie es wagen! Sie ist nicht wie meine Mutter! Sie haben mir meine Wohnung gestohlen, und sie sagt, sie sei meine Mutter!“

In der Nacht wälzt er sich auf dem Sofa. „Nein! Nein!“, schreit er, bis sein Freund ihn wach rüttelt. Danny hat davon geträumt, dass ihm die Kehle zugedrückt werde. Oft hat er diese Alpträume.

Die Angst

Kilometer 303 – Wadi Al-Ujun

Immer weiter folgen wir der Nationalstraße, links und rechts eine Spur aus stehen gelassenen Panzern und aufgegebenen Truppentransportern. Es sind die Reste einer besiegten Armee. Noch nach zwei Monaten säumen sie die Ränder der M1, welche vierspurig die Stadt Homs mit dem Mittelmeer verbindet. In den letzten Stunden des Regimes

hatten alawitische Einheiten verzweifelt versucht, ihre Heimat an der Küste und in den Bergen zu erreichen, in der Hoffnung, dort Schutz zu finden.

Es ist fast, als reisten wir in ein anderes Land. Grün umfängt uns. Die Wüste, die Homs umgibt, verschwindet. Blühende Berge plötzlich, Hänge, überzogen mit gelben Blumen. Olivenhaine. Grasende schwarz-weiß gefleckte Kühe. Zwischen den sanften Hügeln die weißen Kuppeln der alawitischen Schreine. Die Alawiten, die unter Assad Furcht verbreiteten und sich jetzt selbst fürchten. Sie waren Außenstehenden schon immer ein Rätsel. Keine richtigen Schiiten, keine Sunniten, auch keine Christen.

Alawiten glauben an die Reinkarnation, dass ihre Seelen aus göttlichem Licht bestehen, dem Himmel entwichen, dem Himmel zustrebend, wiedergeboren, ein ums andere Mal, bis schließlich nach dem letzten Leben und letzten Tod sich ihr Licht wieder vereine mit dem göttlichen ewigen Frieden.

Im Bergdorf Wadi Al-Ujun, dem Tal der Quellen, wie der Ort übersetzt heißt, hatten sich, Jahrgang für Jahrgang, bis zu 80 Prozent der Männer in Assads Armee verpflichtet. Es gab keine andere Arbeit, die Gegend ist arm. 13.000 Einwohner

Kinder lassen Drachen steigen – nahe der türkischen Grenze im nordostsyrischen Amude



lebten hier zu Kriegsbeginn. In den Jahren danach, heißt es, verlor das Dorf bis zu 2000 seiner Söhne. Bei einer Schlacht in Aleppo starben 42 von ihnen an einem einzigen Tag.

„Helft!“, fleht eine Frau, als wir in dem Dorf ankommen. Wir sitzen im Büro eines Rechtsanwalts, ein Freund eines Freundes, sie hat uns durch das Schaufenster gesehen. Die Frau weint. „Wo ist mein Sohn?“ Wir sollen ihr helfen, ihn zu finden. Soldat auch er. Seine Einheit hatte im vergangenen November an der Front nahe der Stadt Idlib gekämpft, wurde bei der Offensive der HTS-Rebellen überrollt. Die Überlebenden gerieten in Gefangenschaft. Seitdem wird ihr Sohn vermisst.

Die Frau zeigt auf ihrem Handy ein Video, das angeblich HTS-Kämpfer von gefangenen Soldaten aufnahmen. 50, 60 Männer zusammengepfercht in einem Raum. „Da“, sagt die Frau. Sie tippt auf einen der Männer in der letzten Reihe. „Das ist mein Sohn.“

Nach der Machtübernahme hat die neue Regierung eine zentrale Telefonnummer für Vermisstenfälle eingerichtet. „Die sagen, sie könnten keine Auskunft geben“, sagt die Frau. So sei es allen Frauen im Dorf ergangen, die nach ih-

ren Ehemännern, Söhnen oder Brüdern suchten.

Ab und an komme ein Händler aus Idlib ins Dorf, er verkaufe Kaffee, Kekse, Süßigkeiten aus der Türkei. Im Nebenverdienst zeige er den Frauen Bilder von toten Soldaten, ebenfalls von HTS-Kämpfern aufgenommen, als eine Art Trophäe. Der Kaffeehändler habe eine Sammlung von 150 Toten, sagt die weinende Mutter. Aber ihr Sohn sei nicht dabei gewesen. Ein bisschen Hoffnung noch. „Was soll ich tun?“ sagt sie. „Er wollte nächsten Monat heiraten.“

Das Dorf ist in die Hänge eines engen Flusstales gebaut. Ungeordnet ragen mehrstöckige Wohnhäuser hervor. Zeugen einer Zeit, als einige im Dorf unter der Assad-Regierung gut verdienten. Zeugen auch der Korruptionswirtschaft unter Assad.

Unser Gastgeber, der uns ins Dorf eingeladen hat, arbeitete früher in der Zollverwaltung in Damaskus. Im Dezember floh er hierher in die Berge, ins Haus seiner Mutter. Von neun Räumen können sie nur noch einen einzigen beheizen. Er hat Ersparnisse auf der Bank, doch auch die Banken haben zu wenig Bargeld.

Im Haus gegenüber wohnt ein ehemaliger Theaterkritiker,



In einem teilweise zerstörten Viertel im Osten Aleppos kaufen Anwohner Brot in einer Bäckerei

ebenfalls verarmt. Aus Damaskus geflüchtet ist auch der junge Angestellte einer Onlinemarketing-Firma. Er hat seine Arbeit verloren, weil die Firma in chinesischem Besitz war und die Chinesen mit dem Machtwechsel das Land verließen. „Ich liege nur im Bett. Ich hasse diesen Ort. Die Leute hier sind so eng. Sie akzeptieren nur die, die so sind wie sie.“ Er ist schwul. Er lebt jetzt in seinem Elternhaus, im gleichen Zimmer, in dem er sich als Jugendlicher die Pulsadern aufschnitt.

Aus allen Teilen des Landes sind Assad-Soldaten hierher geflohen. So viele junge Männer sind jetzt im Dorf. Sie hoffen, dass sie hier sicher sind, und verstecken sich bei Verwandten, ohne Geld, bisher ohne Perspektiven. Die wenigsten erwägen, sich einem Aufstand anzuschließen. Die meisten wollen endlich Ruhe und Frieden, doch wie in Frieden leben, wenn man ohne Geld nicht leben kann?

In einem unvollendeten Rohbau wenige Häuser weiter, vier stolze Stockwerke hoch, die Fassade mit prachtvollem Stuck geschmückt, wohnt ein ehemaliger Drei-Sterne-General der Polizei. In Aleppo, der zweitgrößten Stadt Syriens, war er zuständig für einen ganzen Sektor. „Ich habe alles verloren“, sagt er. Wir treffen ihn zufällig, als er frisch geschlagenes Feuerholz auf die Veranda wuchtet. Nach kurzem Zögern lädt er uns auf einen Kaffee ein. Nur zwei Räume sind bewohnbar, Plastikplanen hängen über den Fensterhöhlen.

Verloren hat er die teure Wohnung in Aleppo, sagt er. Verloren hat er vor einer Woche seinen Wagen, von HTS-Leuten gestohlen. Er ist nervös, ist unsicher, ob er mit Journalisten reden soll. Auf den Polizeistationen Syriens gehörten Prügel und Folter zum Repertoire. Jetzt lebt er hier mit seiner Mutter und seinem erwachsenen Sohn, der an diesem Nachmittag noch im Bett liegt. So tun es die meisten der ehemaligen Soldaten im Dorf, sie erscheinen wie betäubt, fassungslos. Sie schlafen, noch.

Der Polizeigeneral sagt, die Veränderung fühle sich für ihn noch unwirklich an, wie ein Film. „Ich hatte alles“, sagt er. „Jetzt habe ich nichts. Ich schlage Holz. Das ist alles, was mir geblieben ist, Holz.“

An dem Nachmittag, an dem wir mit dem General sprechen, rollt ein HTS-Konvoi aus drei Fahrzeugen in das Dorf. So wird uns das später erzählt. Die HTS-Männer wollen einen Angehörigen einer früheren Assad-Miliz verhaften, treffen ihn aber nicht an, nehmen stattdessen seine Frau und eine Tochter mit, angeblich, um von ihnen Informationen über den Verbleib des Mannes zu erhalten. In Wadi Al-Ujun wächst die Angst vor Terror und Willkür.

Wenige Tage später geraten HTS-Konvois an der Küste in einen Hinterhalt. Frühere Assad-Elitetruppen greifen sie an, sie rebellieren gegen die neue Regierung, nehmen einzelne Dörfer ein.

Und erneut setzt sich das Mahlwerk der Rache in Bewegung. Der HTS nahestehende Kämpfer wüten in den Dörfern. Niemand stirbt in Wadi Al-Ujun, aber Dutzende in den Nachbarorten, über tausend insgesamt.

Diese Massaker sind offenbar nicht zentral geplant. Die neue Regierung hat längst nicht alle bewaffneten Gruppen unter Kontrolle. Der Hass, jahrelang von Gewalt und Gegen Gewalt genährt, kann nur schwer gezügelt werden.

Der Zorn

Kilometer 598 – Idlib

Die Bäume entlang der M5, die nach Aleppo führt, stehen alle schief. Von West nach Ost hängen sie niedrig über dem Boden, so regelmäßig, als seien sie in eine Richtung gekämmt. Es heißt, der Wind aus den Bergen sei schuld.

Der Asphalt, auf dem wir fahren, ist glatt und nahezu unversehrt – selbst dort, wo die Straße die alte Front quert. Die Dörfer zu beiden Seiten aber sind geradezu zermalmt. Unzählige Offensiven und Gegenoffensiven haben sie zerstört.

Idlib – wir halten zum Tanken. Die neue Hauptstadt Syriens, sagen viele. Der letzte winzige Rest an Territorium, das die Aufständischen während des gesamten Krieges gegen Russen und Assad halten können. Unter dem Druck des Bombardements haben sich dort über die Jahre immer wieder neue Kampfgruppen gebildet, die eine schlüpfte aus der anderen. Namen änderten sich, Personen auch, manchmal auch die Agenda, aber alle waren gespeist von Zorn.

Die Stadt ist staubig und laut. Es wimmelt vor Motorrädern, die im Assad-Syrien aus Sicherheitsgründen verboten waren. In Idlib zahlt man mit türkischer Lira; aus der Türkei kommen auch viele Waren. Derzeit aber wird Syrien mit Billigprodukten aus China überschwemmt, importiert über Idlib. Die letzten Fabriken des Landes drohen unter den Dumpingpreisen einzugehen. Die Familien fast aller wichtigen Mitglieder der neuen Regierung, so hört man, kommen aus Idlib. Unter der Woche arbeiten sie in Damaskus, zum Wochenende pendeln sie nach Idlib zurück. Man erkennt sie an den blauen Nummernschildern.

Auf haushohen Plakaten, von einer der Kampfgruppen aufgehängt, steht am Stadtrand: „Al Dimouqratieh shirk“ – „Demokratie ist Gotteslästerung“.

Die Taubheit

Kilometer 665 – Aleppo

Es ist verstörend, wie profan im Frieden jene Orte wirken, die im Krieg den Tod bedeuten. Asphalt, auf dem früher Menschen in ihrem Blut lagen, ist plötzlich nur noch Asphalt. Hauswände, hinter die ich mich vor Angst kauerte, sind mit einem Mal bloß Wände. Der blaue Himmel, aus dem die Bomben fielen, ist jetzt im Frieden schlicht ein blauer Himmel. Die Straße, in der ich 2012 Zuflucht vor den Kampfjets gesucht hatte, ist nur eine Straße.

Niemand, den ich kenne, lebt noch in der Straße im Osten Aleppos. Damals hatten die Rebellen die Hälfte der Stadt eingenommen; Kampfjets und Kampfhubschrauber bombardierten die Viertel der Aufständischen mehrmals täglich. Bald schnitten Assads Truppen den Osten der Stadt ab, belagerten ihn, hungerten ihn aus, bis schließlich Ende 2016 die Restbevölkerung nach Idlib evakuiert werden konnte. Einer davon ist Abdullah Scheschman, 43, mit dem ich jetzt vor seinem Haus sitze. Vor zwei Wochen ist er mit seiner Frau und den drei Kindern zurückgekommen.

Er ist Schreiner, kann aber als Schreiner nicht mehr arbeiten, er leidet unter einer Verwundung am Knie, die nie richtig ausgeheilt ist. Seine Frau ist Lehrerin; am nächsten Tag wollen sie zum Schulamt, um sich nach offenen Stellen zu erkundigen. Wir trinken Kaffee. „Siehst du den aufgerissenen Asphalt vor der Moschee?“ Abdullah Scheschman zeigt auf den Beginn der Straße, hundert Meter entfernt. 2015 seien dort 35 Menschen gestorben. Viele Kinder darunter. Fassbombe, sagt er. Auf YouTube kann man noch heute das Grauen sehen. Er zeigt auf das Nachbarhaus, Hausnummer 13, ausgebrannt, drei Tote. Rakete, sagt er. Nummer 9, zwei Tote, wieder eine Rakete, Nummer 15, eine ganze Familie gestorben, fünf Tote, Granatentreffer.

Die Überlebenden haben versucht, die klaffendsten Schäden auszubessern. Hier und da flickten sie Löcher mit Zementsteinen. Aus den Flachdächern ragen Eisenstäbe ins Leere, wo neue Etagen entstehen sollten. Überall Aufbrüche, von denen viele abgebrochen wurden. Es fehlt an Geld. Kein Geld für Wasser, sagt Scheschman. Kein Geld für Strom. Zu Beginn des Krieges hatte das große Kraftwerk außerhalb Aleppos noch funktioniert. Jetzt dringt das Rattern riesiger Generatorblöcke durch die Straßenschluchten. Ihre Abgase ziehen rußschwarze Schleier über die Fassaden.

„Schau dir dieses Schwein an!“, sagt Scheschman und zeigt auf einen vorbeifahrenden Taxifahrer, der uns freundlich zuwinkt. „Ein Informant“, sagt er. „Der musste nicht fliehen.“

Ein anderer Nachbar läuft vorbei, Ali heißt er, raue Stimme, er schlägt Scheschmans zehnjährigem Sohn mit der Faust hart auf die Brust. Er blafft den Jungen an: „Was hängst du hier rum!“ Der Junge läuft ängstlich ins Haus. „Er hat viel durchgemacht“, sagt Abdullah Scheschman später

entschuldigend über den Nachbarn. Der habe 2016 im Viertel die Evakuierung verpasst und sei verhaftet worden. Zwei Jahre in der Zelle. Zwei Jahre Prügel. Die Fußnägel hätten sie ihm dort gezogen und das Gebiss ausgeschlagen.

„Informant!“, sagt er wieder, als ein anderer Passant vorbeikommt. „Es ist mir aber egal“, sagt Scheschman bitter. „Ich fühle keinen Hass. Ich fühle nichts mehr.“

Im Erdgeschoss eines Wohnblocks hat sich die neue Bezirksverwaltung einquartiert. Jeden Abend zwischen 17 und 20 Uhr versammeln sich die Mitglieder des Komitees in den Räumen einer alten Videothek um einen Schreibtisch. Ihr Leiter ist ein bärtiger Mann aus Idlib. Die anderen waren schon Mitarbeiter der alten Verwaltung. Finanzmittel haben sie nicht.

Die Müllabfuhr ist in den vergangenen Jahren kollabiert. Das Komitee ist zuständig für 46800 Einwohner, verfügt aber nur über einen einzigen Müllwagen. Früher gab es viele, doch das alte Regime konnte die Reparaturen nicht bezahlen. Das neue Regime habe jetzt die meisten Müllarbeiter gefeuert, weil es ebenfalls keine Mittel hat. Auf den Trümmerbergen verrottet Müll. Die Männer des Komitees in der alten Videothek fürchten den Sommer und die Hitze. Sie haben Angst, dass sich im Viertel dann Seuchen ausbreiten.

Hört im Komitee der eine auf zu reden, beginnt sofort ein anderer. Die Brotpreise sind ums Achtfache gestiegen, weil die neue Regierung die Bäckereien nicht mehr subventionieren kann. Über die Hälfte aller Häuser im Viertel sind so schwer beschädigt, dass sie abgerissen werden müssen. Die Untergeschosse der meisten Wohnblöcke sind mit Wasser vollgelaufen. Bomben haben die Abwasserleitungen zerstört. Das Dreckwasser in den Kellern drohe die Fundamente zu zerfressen. Dazu eine horrende Kriminalität. Diebstähle und Wohnungseinbrüche nähmen zu. Die neue Regierung habe ihnen bisher nur wenige Polizisten geschickt.

„Die von der neuen HTS-Verwaltung sind überfordert“, sagt der Leiter des Komitees, der selbst ein Abgesandter des HTS ist. „Ich hatte bis heute noch keinen Kontakt zum neuen Bürgermeister.“ Von den Vertriebenen seien bisher nur zwei Prozent zurückgekehrt, sagt er. „Hier gibt es nichts, wofür es sich lohnt zu kommen.“

„Fuck you!“

Kilometer 953 – Lafarge-Zementfabrik

Diese eine Front gibt es in Syrien noch immer. Fast bemerkt man sie nicht. Wir fahren einfach im Verkehrsfluss durch sie hindurch. Zwei Stunden hinter Aleppo Richtung Osten wechselt mit einem Mal die Farbe der Häuserruinen. Statt grau sind sie jetzt weiß, wie frisch bepudert; weißer Staub bedeckt die Trümmer, Stein, zermahlen von Geschossen.

Nur Momente zuvor haben hier die von der Türkei unterstützten Kämpfer der Syrian National Army (SNA) und die kurdisch dominierten Syrian Democratic Forces (SDF) aufeinander gefeuert. Seit Jahren führt die SNA Krieg gegen die Kurden, die einen großen Teil des Nordostens kontrollieren.

Die Türkei attackiert die SDF vom Norden, wo die Grenze verläuft, die SNA führt ihren Kleinkrieg von Syrien aus.

Wir fahren nach Kamischli im äußersten Nordosten, wo in den Straßen die letzten Betonsperren des Assad-Regimes beseitigt werden, am Flughafen harren russische Truppen mit ihren Helikoptern aus. Offenbar verhandelt Moskau mit der neuen Regierung über ihren weiteren Verbleib. In der Kleinstadt Amude sendet nach wie vor unverdrossen der Radiosender ARTA.fm, eines der wenigen unabhängigen Programme im Kurdengebiet. In diesen Tagen zeichnen sie für ihren YouTube-Kanal die Folgen einer Kochshow auf; politische Berichterstattung ist im Herrschaftsgebiet der SDF nicht einfacher geworden.

Die Kurden haben den Himmel, der im Norden so weit und groß ist, mit Wellblech geschlossen. Das Zentrum der Stadt Ain Issa ist unter dem Schatten einer riesigen Metallkonstruktion verschwunden, getragen von Hunderten Pfosten. So können türkische Drohnen die Bewegungen auf den Straßen nicht verfolgen.

Der Weg führt uns zu einem alten Bekannten, Jamal Kader, 52, der für mich früher als Übersetzer gearbeitet hat. „Ihr habt ein Spektakel verpasst“, sagt er zur Begrüßung und zeigt ein Video, das er an diesem Vormittag aufgenommen hat. Türkische F-16-Kampffjets haben das Dorf überflogen und mit ihren Kondensstreifen einen Kreis gezeichnet und eine vertikale Linie hindurch. „Das ist ein ‚Fuck you‘“, sagt er.

Jamal Kader hat aufgehört, für Journalisten zu arbeiten, als er vor Jahren bei einer Recherche fast ums Leben kam. Er koordiniert jetzt für die kurdische Verwaltung die Arbeit ausländischer Hilfsorganisationen. „Um ehrlich zu sein“, sagt er, „es gibt da für mich nicht viel zu tun. Es trauen sich nur wenige Organisationen zu uns.“ Niemand wisse, ob die türkische Armee bald den Norden besetze.

Mit seiner Familie lebt er in einem bescheidenen Haus nah am Staub der Durchgangsstraße. Jamal Kader empfängt uns in einem Gästeraum. Seine Frau bleibt im Verborgenen. Das ist die Tradition. Im Nebenberuf repariert Kader landwirtschaftliche Geräte. Dreschmaschinen und Drillmaschinen, die Samen ausbringen. Die Landwirtschaft ist Kaders Leidenschaft. 600 Oliven- und Pistazienbäume hat er vor drei Jahren gepflanzt. In vier Jahren erwarte er die erste Ernte. „Ich freue mich darauf. Ich wache jeden Morgen mit einem Lächeln auf.“

Auf der anderen Straßenseite ragen die Türme der Lafarge-Zementfabrik auf. Unter Assad sollte sie Wohlstand bringen, aber auch, sagen die Kurden, arabische Arbeiter ansiedeln. Heute steht sie leer. Wenn starker Wind durch die großen Röhren der Fabrik weht, liegt ein lautes Brausen über dem Dorf.

Die Stille

Kilometer 1825 – Palmyra

Eine Fahrt, ohne anzuhalten. Es ist der Teil dieser Reise, der das größte Risiko birgt. Die Straße führt durch Wüste; der Verkehr dünnt sich aus. Es gibt keine größeren Ortschaften entlang der Strecke. Reisebusse bewegen sich zur Sicherheit



Ein Markt vor den Trümmern einer zerstörten Bäckerei in Aleppo



Die Architekturstudentin Raghad mit ihren Schwestern und ihrer Mutter in ihrem Zuhause am Stadtrand von Damaskus, unweit des Präsidentenpalastes. In ihrer Nachbarschaft lebten einst vor allem Offiziere, Angehörige von Assads Elitetruppen und Beamte, viele von ihnen Alawiten. Jede Straße war durch Checkpoints gesichert. Nach dem Sturz Assads sind die meisten Nachbarn geflohen

in Konvois. Ein Checkpoint, den wir passieren, zeigt frische Spuren eines Anschlags. Das Rollgitter liegt verbogen und verrußt auf der Fahrbahn. Der Asphalt ist verschmort. Die Blicke der jungen HTS-Soldaten, nicht älter als 18 oder 19 Jahre: voller Furcht.

Lange hat hier der „Islamische Staat“ geherrscht, und immer noch sollen mit ihm verbundene Gruppen in der Wüste operieren. Assad hatte versucht, die Strecke durch eine Kette von Festungen zu sichern; heute sind sie allesamt verlassen.

Die Benzinpumpe unseres Wagens droht zu versagen. Der schlechte Sprit, den es in Syrien heute gibt. Bald schaffen wir nur noch 60 Kilometer pro Stunde. Ich fürchte mich vor der Dämmerung.

Schließlich erreichen wir doch noch Palmyra. Ich stehe auf der Bühne des berühmten Amphitheaters, fast 2000 Jahre alt, eine der großartigsten Stätten der Antike. Ein Ort der Wunder. Es ist später Nachmittag, und einzelne Fami-

lien flanieren mit ihren Kindern durch die Ruinen. Ich beginne mich dem Staunen und dem Zauber hinzugeben, da erschrecke ich: So viele Menschen hat der IS in diesem Amphitheater auf genau dieser Bühne hingerichtet. Für einen Moment hatte ich es vergessen.

Schuld und Unschuld Kilometer 2074 – Damaskus

Ihre Wohnung, in die vor drei Wochen eingebrochen wurde, liegt in der Nähe des Präsidentenpalastes, im Westen der Hauptstadt, wo vom Krieg all die Jahre kaum etwas zu spüren war. Erdgeschoss, drei Zimmer. Raghad, 21, sitzt auf dem Sofa, daneben ihre Mutter, die siebenjährige Schwester, die noch nicht versteht, worum es geht. Raghad hat Architektur studiert, ist in Dubai aufgewachsen und vor zwei Jahren mit der Mutter nach Syrien zurückgekehrt. „Es klingt seltsam, aber ich hatte hier ein gutes Leben.“ Bis zu dem Einbruch.

In ihrer Nachbarschaft wohnten fast nur Offiziere, Angehörige von Assads Elitetruppen, Beamte, viele Alawiten. Jede Straße war mit einem Checkpoint gesichert. Die meisten Nachbarn sind längst geflohen. HTS-Kämpfer, erzählt Raghad, seien in das Viertel gekommen und hätten die Wohnungen für sich eingefordert. Die Häuser gehörten der Armee, und die Armee, das seien jetzt sie.

Der Einbrecher, erzählt sie, muss die Wohnung gekannt haben. Er habe es erst am Wohnzimmer-Fenster versucht, dann hinterm Haus an der Balkontür der Küche. Ihre Mutter bemerkte ihn, als er in ihrem Schlafzimmer die Schubladen aufbrach, doch konnte sie sich nicht bewegen. Er hatte sie mit einem Gas betäubt, so vermuten sie. So lähmen in diesen Tagen viele Einbrecher in Damaskus ihre Opfer. Sie spraysen Betäubungsgase. Erhältlich in Apotheken. Zahnärzte benutzen sie zur Schmerzlinderung für ihre Patienten.

Der Einbrecher stahl Schmuck, einige Handys, das Schlimmste: Raghads Laptop, auf dem alle ihre Projektskizzen gespeichert waren.

Sie haben den Verdacht, dass es einer der ehemaligen Mieter gewesen sein könnte. Ein Soldat, der nach dem Machtwechsel ohne Einkommen ist. In letzter Zeit hatten sie ihn in der Nachbarschaft dabei beobachtet, wie er Plastikmüll sammelte. Er hat Frau und zwei Kinder. Raghans Mutter rief die HTS-Polizeiwache im Viertel an, die den Verdächtigen vorlud. Man fand sogar Betäubungsgas in seinem Besitz. Trotzdem wurde er wieder freigelassen, aus Mangel an Beweisen. Wenig später ist er mit seiner Familie aus Damaskus geflohen.

„Wir hätten ihm geholfen“, sagt Raghads Mutter, die seither schlecht schlafen kann. „Hätte er uns doch nur gefragt.“

„Ich dachte bisher, wir leben in einem guten Land“, sagt Raghad. „Ich habe so vieles nicht gesehen. Vielleicht wollte ich es ja auch gar nicht sehen.“ Ihr Vater, der als Arzt in den Emiraten arbeitet, hat die Familie gedrängt, wieder nach Dubai zurückzukommen. Aber Raghad will ihr Studium in Damaskus zu Ende bringen. Architekten, besonders Architektinnen, sagt sie, würden in Zukunft gebraucht. Und sie hat so viele Ideen. Sie spart jetzt auf einen neuen Laptop.

Die Wohnung haben sie neulich mit Überwachungskameras an allen vier Außenwänden ausgestattet. „Da kann man tolle Sachen sehen“, sagt die Siebenjährige stolz. Sie alle lachen. Ihre Mutter schaltet zur Demonstration den Fernseher mit den Kamerabildern ein. Und tatsächlich: hier eine graue, die sich sonnt, dort eine schwarze-weiße, die hinter einer Mauer lauert. „Da auch“, juchzt das Mädchen, als es eine dritte entdeckt.

Katzen!

→ Für unsere Geschichte reisten wir 2000 Kilometer quer durch Syrien – zwei Monate nach dem Fall des Assad-Regimes. Wir fragten uns, was nach knapp 14 Jahren Krieg die Trümmer dieses Staates noch zusammenhält und ob die neue Regierung es schaffen wird, das Land zu einen.

Von Damaskus ging es nach Homs, wo der syrische Bürgerkrieg begann. Weiter an die Küste in ein Dorf, in dem einst ein Großteil der männlichen Bewohner sich Assads Armee verpflichtete. Dann weiter über Idlib nach Aleppo und von dort in den äußersten Nordosten des Landes nach Kamischli, wo russische Truppen mit ihren Helikoptern weiterhin am Flughafen ausharren. Auf einer improvisierten Fähre fuhren wir über den Euphrat, mit stotterndem Motor durch die Wüste – lange unter der Herrschaft des „Islamischen Staats“ – nach Palmyra, bevor wir wieder an den Ausgangspunkt der Reise zurückkehrten.

Für den Reporter war es auch eine Rückkehr an Orte, von denen er während des Krieges berichtet hatte. Wo einst unüberwindbare Fronten zwischen Rebellen und Regierungstruppen verliefen, trafen wir nun auf einen neuen, fragilen Alltag.



Text: Wolfgang Bauer, 1970 in Hamburg geboren und im äußersten Norden und Süden Deutschlands aufgewachsen, ist Reporter der Chefredaktion von „Die Zeit“ und Autor der Bücher „Über das Meer. Mit Syrern auf der Flucht nach Europa“, Suhrkamp, 2014, „Die geraubten Mädchen. Boko Haram und der Terror im Herzen Afrikas“, Suhrkamp, 2016, „Bruchzone Krisenreportage“, Suhrkamp, 2018.



Fotos: Emile Ducke, 1994 geboren, ist ein Dokumentarfotograf aus München. Sein Fokus liegt vor allem auf Osteuropa. Dort arbeitet er sowohl an freien Projekten als auch im Auftrag internationaler Publikationen wie „The New York Times“ und „Die Zeit“.